

**Zur Freiheit befreit.****Erinnerungen an die Kirche von morgen**

Vortrag von Regionalbischöfin Kristina Kühnbaum-Schmidt  
am 5. September 2018 im Dorothee-Sölle-Haus Hamburg  
im Rahmen des Wahlverfahrens  
für einen Landesbischof/ eine Landesbischöfin der Nordkirche

**Es gilt das gesprochene Wort!****1. Was Kirche sei - Kirche als Hybrid**

*„Denn es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei.“<sup>1</sup>* Ja, als Kind von sieben Jahren wusste ich, was die Kirche ist. Kirche, das war zuallererst: Schaukeln. Bis hinauf in den Himmel. Auf einem einfachen Schaukelbrett in der alten Weide im Pfarrgarten. Auf diesem Schaukelbrett ging es für uns Dorfkinder himmelwärts. Und wieder herab zur Erde. Und wenn wir uns zwischen Himmel und Erde ausgeschaukelt hatten, dann erzählte uns Frau Pastor Geschichten. Frau Pastor - das war die Frau des Pastors. Die Pfarrfrau. Dass es einen professionellen Unterscheid gab zwischen dem Herrn und der Frau Pastor, das wusste ich noch nicht. Frau Pastor erzählte uns wunderbare Geschichten. Von Gott. Von Menschen, die durch ein Meer gezogen waren. Von dem Jesuskind. Von Menschen, die das erwachsene Jesuskind gesund gemacht hatte. Geschichten von seinem Leben und Tod. Von Liebe und Schmerz. Nach den Geschichten gab es ein passendes Sammelbild zu Ausmalen. Sorgfältig klebte ich es in ein kleines orangefarbenes Heft. Noch heute wartet es im Haus meiner Eltern darauf, dass die wenigen noch fehlenden Bilder ergänzt werden.

Als Kind von sieben Jahren wusste ich also, was und wo die Kirche sei. Irgendwo zwischen Himmel und Erde: Schaukeln, wunderbare Geschichten, jede Woche. Mitten im Dorf. Dort, wo am Sonntag manche und Weihnachten alle zu treffen waren. Wir Kinder gingen dort zum Kindergottesdienst und später zum Konfirmandenunterricht. Die Kirche war eine Institution. Ein beständiger, stabiler Faktor im Alltag. Seit Jahrhunderten dort. Nicht wegzudenken. Ganz unabhängig davon, ob und wer daran partizipierte oder nicht.

*„Denn es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei.“* Mit etwas mehr als zweimal sieben Jahren war ich mir nicht mehr ganz so sicher, was die Kirche sei. Einen vom Konzept der evangelischen Unterweisung geprägten und an Einzeltischen sitzend absolvierten Konfirmandenunterricht, einen modernen und spannenden schulischen Religionsunterricht und eine Gemeindezeit mit einer diesmal „echten“ Pastorin später, fand ich mich als jugendliche Mitarbeiterin, als Teamerin im „Braunschweiger Konfirmandenferienseminar“ (KFS) wieder. Drei Wochen mit Konfirmanden und Konfirmandinnen im Sommer in Südtirol. Auf einmal war Kirche Gruppenarbeit und Selbsterfahrung, Erlebnispädagogik und Teamarbeit. Bedeutete spannende wie nervenaufreibende und manchmal schier endlose Diskussionen. Und auch: Alte und neue Lieder, meditative und liturgische Nächte, Kirchentag. Mein erster Kirchentag, das war Hamburg 1981. „Fürchtet euch nicht“ - Es gab Raum zum Austausch für alles, was damals zum Fürchten war. Ebenso wie Perspektiven, was Glauben, Leben und Handeln im Alltag miteinander zu tun haben könnten. Glaube, Spiritualität und Politik. Neue Lieder, Feierabendmahl und Großdemonstration. Kirche, das war jetzt eine Bewegung. Mit engagierten Menschen, die selbst bewegt waren - von den Fragen der Zeit, vom Glauben,

---

<sup>1</sup> „Denn es weiß Gottlob ein Kind von 7 Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und ‚die Schäflin, die ihres Hirten Stimme hören‘“, Schmalkaldische Artikel, XII. Von der Kirchen, zit. nach Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, hrsg. im Gedenkjahr der Augsbургischen Konfession 1930, 10. Auflage Göttingen 1986.

von ihren Ängsten und Träumen. Menschen, die etwas bewegten. Kirche als Bewegung - selbst bewegt, unterwegs und andere bewegend.

„Denn es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei.“ Mit dreimal sieben Jahren gab es wieder Neues über die Kirche zu lernen. Es lagen schon einige Semester Theologiestudium hinter mir, da saß ich im Landeskirchenamt in Wolfenbüttel dem Dezernenten gegenüber, der mich auf die Liste der Theologiestudierenden der Landeskirche aufnehmen sollte. Er erklärte mir, es gäbe viel zu viele Theologiestudierende. Die Berufsaussichten seien schwierig. Und ich solle bloß nicht auf die Idee kommen, mich mit irgend etwas anderem als Theologie zu beschäftigen. Konzentration auf die Theologie, kein Blick über den Tellerrand, das lenke nur ab. Nun ja, ich habe in meinem Studium und bis heute immer wieder gern über den Tellerrand hinaus geschaut. Dann eine Unterschrift auf einem Schriftstück, und ich gehörte zur „Liste“. Von da an hörte ich öfter mal von der Kirche, von meiner Landeskirche. Regelungen fürs Studium, fürs Examen, auch für das eigene Leben, falls man vorhatte, tatsächlich Pastorin zu werden und in ein Pfarrhaus zu ziehen. Mit 21 Jahren lernte ich Kirche noch einmal neu kennen. Dieses Mal über ihre Regelungen, Gesetze, Vorschriften. Alles hatte seine Ordnung. Das bedeutete Sicherheit und Planung. Es bedeutete, Rechte und Pflichten zu haben. Es bedeutete, mit Kirche als Organisation in Kontakt zu kommen.

„Es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei“ - mit dreimal sieben Jahren hatte ich Kirche in einer jeweils anderen Sozialform erlebt - als Institution, als Bewegung und als Organisation:

- als Institution Volkskirche: Tradition, fraglos und selbstverständlich da, als Angebot für alle, beständig und verlässlich.
- als Bewegung: aktive und engagierte Christenmenschen machten deutlich, was „Christsein als Lebensform“<sup>2</sup> für sie bedeutete und forderte ein, dass das auch öffentlich und streitbar deutlich werden sollte
- als Organisation: eine Körperschaft mit klaren Regeln und Gesetzen, die Ziele beschreibt und Planungen macht, die ihre finanziellen Ressourcen wie die Gaben der in ihr Arbeitenden gut zum Einsatz bringt.

Institution, Bewegung, Organisation - ja, alles das ist Kirche. Alles zugleich, und jeweils in einzelnen Aspekten erlebbar. Kirche als Hybrid - so nennt das die gegenwärtige Praktische Theologie<sup>3</sup>. Und hilft damit zu verstehen, wie einem Kirche begegnen kann. Eben als Hybrid aus diesen drei Sozialformen Bewegung, Institution, Organisation. Wobei alle drei Formen miteinander verschränkt sind. Und wie bei einem Hybrid-Auto ist wechselndes für den Antrieb zuständig. Mal die Bewegung, die der Institution und Organisation ganz schön Dampf machen kann. Mal die Organisation, die Vielfalt in Bahnen lenkt und zusammenhält, die aber auch Druck machen, Klärungen herbeiführen und Sicherheit schaffen kann. Mal die Institution, die einen Freiraum und selbstverständlichen Rahmen bietet, in dem sich alles entfalten kann. Damit der Hybrid Kirche läuft, darf keine ihrer Sozialformen den anderen vor- oder übergeordnet oder von den anderen isoliert werden. Nur als Hybrid aus Bewegung, Organisation und Institution und den sich daraus bildenden Wechselwirkungen, Verbindungen, Interdependenzen lässt sich gegenwärtige evangelische Kirche angemessen beschreiben. Nur als Hybrid läuft sie

---

<sup>2</sup> Vgl. jetzt auch Christian Grethlein, Christsein als Lebensform. Eine Studie zur Grundlegung der Praktischen Theologie, Leipzig 2018.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Eberhard Hauschild/ Uta Pohl-Patalong, Kirche, Lehrbuch Praktische Theologie Bd. 4, Gütersloh 2013 und dies., Kirche verstehen, Gütersloh 2016.

sozusagen „rund“. Wobei immer wieder auszutarieren ist, wie diese drei Sozialformen in der jeweiligen Situation in einem dynamischen Gleichgewicht gehalten werden können.

Mit dem Modell des Hybrids kann Kirche angemessen beschrieben werden. Sozusagen als Ortsbestimmung. Aber damit ist ja noch lange nicht klar, wohin dieser Hybrid fahren wird. Wo es mit uns und der Kirche Jesu Christi hingehen wird. Doch genau dieses Wissen - wo es mit der Kirche hingehet und wie das geschieht - wird immer wieder öffentlich eingefordert. So auch nach der Veröffentlichung der letzten Mitgliederstatistik der EKD in diesem Sommer. Da wurde Wandel gewünscht und Handlungsbedarf gesehen. Die Kirche solle ihre Relevanz und Funktion neu begründen - und für die Nordkirche wurde von einem Journalisten gefordert: „*Bitte einen Bischof weniger*“.<sup>4</sup>

Wohin also soll es mit der Kirche gehen? Wenn der Hybrid aus Institution, Organisation und Bewegung hinlänglich beschrieben ist, ist eben noch nicht klar, wohin dieser Hybrid fahren wird. Was einen geradezu in die Arme der Physik, genauer: der Heisenbergschen Unschärferelation treiben könnte. Die sagt ja: Es ist prinzipiell unmöglich, den Ort *und* den Impuls eines Teilchens gleichzeitig beliebig genau zu messen. Also: Entweder ist genau beschreibbar, *wo* sich ein Teilchen gerade aufhält. Dann aber nicht, *wohin* es sich bewegen wird. Oder: Es kann beschrieben werden, *wohin* sich das Teilchen bewegt. Dann aber ist der gegenwärtige Aufenthaltsort nicht genau definierbar. Heisenbergsche Unschärferelation und evangelische Kirche ... Aber die Heisenbergsche Unschärfrelation ist ja für den Bereich der Quantenphysik und der Elementarteilchen gemacht und nicht für die Ekklesiologie. Wir werden uns also anderswo umzuschauen haben.

## 2. Wo Kirche ist - Die zeitlose Eleganz eines smarten Klassikers: CA VII

Dennoch lässt sich festhalten, dass das Wissen um das, was denn die Kirche sei und wohin sie sich entwickelt, von einer gewissen Unschärfe geprägt ist. Obwohl gerade die lutherische Ekklesiologie - die Lehre von der Kirche - eine klare, schlanke und elegante Definition dessen gibt, was denn, oder besser wo denn (Heisenberg lässt grüßen) Kirche sei. Wir erinnern uns an die Definition der Confessio Augustana in CA VII: „*Es wird auch gelehret, daß alle Zeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakrament lauts des Evangelii gereicht werden.*“<sup>5</sup>

Schlank, klar, elegant. Heute würden wir wohl sagen: Smart. Elegant und smart ist diese Definition von Kirche, weil sie schlicht ist. Überflüssiges vermeidet. Klar und lässig zugleich daherkommt. Eine elegante, smarte ekklesiologische Grundaussage auch deshalb, weil sie darauf verzichtet, bis ins Kleinste zu definieren. Sondern statt dessen Bewegungsfreiheit lässt.<sup>6</sup> Und damit Spielraum eröffnet. Nötigen Spielraum. Die Definition

---

<sup>4</sup> So z.B. Benjamin Lassiwe, Handlungsbedarf. Kommentar zum Mitgliederschwund der Kirchen, in: Bonner General-Anzeiger 20.7.2018, ders., Bitte einen Bischof weniger. Die beiden großen Kirchen in Deutschland verlieren weiter Mitglieder - Sie müssen sich wandeln, in: Flensburger Tageblatt 21.7.2018, aber auch Oliver das Gupta, der den Kirchen eine „Neue Glaubwürdigkeit attestiert und fordert, sie müssten „ihre Relevanz und Funktion für Kopf und Herz schlüssig begründen.“, ders., Neue Glaubwürdigkeit, in: Süddeutsche Zeitung 21.7.2018.

<sup>5</sup> Confessio Augustana, VII. Artikel, zit. nach: Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, hrsg. im Gedenkjahr der Augsburgischen Konfession 1930, 10. Auflage Göttingen 1986.

<sup>6</sup> Zum Begriff der Eleganz vgl. Hannes Böhringer, Die Lässigkeit der Eleganz. Über das Gelingen oder die Vollendung der Anstrengung in Leichtigkeit, in: Lette International 2014, 105, 11-14.

von CA VII beschreibt Kirche als Ereignis. Situativ. Sich ereignend: „**Est autem ecclesia congregatio sanctorum, in qua evangelium pure docetur et recte administrantur sacramenta.**“

„**Est**“ - Das ist das erste Wort. „Ist“ - Kirche *ist* da, wo in das Evangelium gepredigt und die Sakramente verwaltet werden. Das ist höchst situativ. Ereignisorientiert. Da und dort, wo das Evangelium gepredigt und die Sakramente verwaltet werden, da ist Kirche. Punktum. Im Ereignis der Kommunikation des Evangeliums bildet sich Kirche. Weshalb die Kirche, wie Martin Luther einmal betont hat, als „filia“ statt als „mater“ des Wortes zu gelten hat<sup>7</sup> - als Kind, nicht als Mutter des Wortes. In der klassischen Formulierung also als (auch wenn bei Luther selbst genau diese Wendung nicht nachzuweisen ist) „creatura verbi“ - als Geschöpf des Wortes.<sup>8</sup>

„**Est**“ - Kirche *ist* da, wo das Evangelium gepredigt und die Sakramente verwaltet werden. Sie bildet sich *in* der Kommunikation des Evangeliums. Und das geschieht vielfältig, unterschiedlich, kontextuell. Es geschieht im Sonntagmorgengottesdienst um 10 Uhr in Schwerin. Es geschieht in der „Atempause am Abend“ am Strand von Scharbeutz. Bei der Suppenküche in Gadebusch. Nachts um 2.30 Uhr am Telefon der Telefonseelsorge. Beim Gottesdienst zum Hamburger Schlagermove. Es geschieht „Nebenan“<sup>9</sup> im Plattenbau auf Rügen. In parochialen Strukturen. Und jenseits davon, z.B. im Kontext der Dienste und Werke. Und und und...

Es geschieht so vielfältig und bunt, so schöpferisch und engagiert, dass Menschen zuweilen fragen: „Ist das (noch) meine Kirche?“ Nun, so die schlichte, smarte und elegante Antwort: Wenn dort das Evangelium kommuniziert wird, ist es auf jeden Fall die Kirche Jesu Christi. Ja, sie ist es - vielfältig, unterschiedlich, kontextuell. In der weltweiten Ökumene und auch hier bei uns, in einer pluralen, multireligiösen Gesellschaft.

### 3. Worin Kirche heute ist - Kirche im Kontext

Lassen Sie uns deshalb einen Blick auf unseren Kontext werfen, in dem sich mit der smarten Definition von CA VII Kirche situativ ereignet. Wie lässt sich dieser Kontext, wie lassen sich die darin lebenden Menschen beschreiben?

Verunsichert, so wird oft gesagt, seien wir Menschen in der pluralen und multireligiösen Gesellschaft. Von Globalisierung und Digitalisierung, von Klimawandel und demographischen Veränderungen erfasst und berührt. Manches finden wir faszinierend und verlockend. Anderes beängstigend, verunsichernd. Manches begrüßen wir, anderes schieben wir lieber beiseite. Was die eine verlockt und fasziniert, verunsichert und ängstigt den anderen. Und umgekehrt. Nicht wenige beschreiben das Gefühl, in einer immer schneller sich verändernden Gesellschaft nicht mehr sicher zu sein, ob sie, wie sie und wie lange sie dabei noch mithalten können.

---

<sup>7</sup> Martin Luther, Genesisvorlesung (1536), WA 42, 334,12: „Ecclesia enim est filia, nata ex verbo, non est mater verbi.“ (im Kommentar zur Stelle Gen 7,16-24)

<sup>8</sup> Vgl. dazu Albrecht Beutel, In dem Anfang war das Wort. Studien zu Luthers Sprachverständnis, Tübingen 1991, Studienausgabe 2006, 449f.

<sup>9</sup> „Nebenan“ - FreshX-Projekt der evangelischen Kirchengemeinde auf Rügen (<https://www.nebenan-in-der-platte.de/nebenan/>, letzter Zugriff 23.7.2018)

Als „*Gesellschaft der Singularitäten*“<sup>10</sup> beschreibt der Soziologe Andreas Reckwitz unseren gegenwärtigen Kontext. Das Besondere, das Einzigartige wird gesucht. Affekte, Gefühle, all das möglichst authentisch - sie spielen eine große Rolle. Jede und jeder Einzelne will selbst besonders, einzigartig sein. Muss es auch sein, um wahrgenommen zu werden. Eine Folge dessen, was der GEO-Chefredakteur Christoph Kucklick in seinem 2014 erschienenen Buch „*Die granulare Gesellschaft*“<sup>11</sup> als Auflösung beschrieben hat. Hochauflösung der Gesellschaft und der Individuen als Folge der Masse an Informationen und Daten, die über alles und jeden von uns zur Verfügung stehen. „*Die Neue Auflösung lässt bislang verborgene Unterschiede hervortreten, auch zwischen uns Menschen. Wir werden radikal vereinzelt, singularisiert.*“<sup>12</sup> Weil wir so genau und detailliert erfasst und beschrieben werden können, werden wir immer einzigartiger. Individueller. Singulär. Aber das heißt nicht unbedingt auch, dass wir vereinsamen. Denn erst durch die Verbindung, die Vernetzung mit vielen anderen wird meine Besonderheit deutlich. Tritt meine Singularität erst richtig hervor. Ein Paradox.

„*Je mehr Fülle, desto mehr Singularien. Je mehr Vernetzung, desto mehr Vereinzelung.*“<sup>13</sup> Unser Blick wird durch Daten- und Informationsfülle so genau, dass die Betrachtung von Menschen nach Klassen, Gruppen, Milieus, Idealtypen, auch nach zwei Geschlechtern immer weniger dem entspricht, was wir über uns selbst wissen. Was auf den ersten Blick unübersichtlich erscheint, so detailliert und komplex, das es nicht zu bewältigen scheint, führt andererseits zu einer gesteigerten Aufmerksamkeit und Achtsamkeit, z.B. für neue und alte Formen von Diskriminierung. Wenn alle singulär und damit anders als alle anderen sind, dann bringt das im besten Fall eine erhöhte Toleranz gegenüber unterschiedlichen Lebensformen und Minderheiten mit sich. Weil ja auch ich selbst eine Singularität bin, die der Akzeptanz und des Schutzes durch andere bedarf. Und die „Anderen“ sind ja nicht nur „anders“ als ich, sondern verhelfen mir zugleich auch dazu, immer präziser zu beschreiben, wie ich mich erlebe und verstehe. Wie ich lebe. Was ich und wie ich esse etc. Wobei all das zweifellos Fragen und Themen sind, denen zu widmen nicht jede und jeder in unserer Gesellschaft und schon gar nicht weltweit Zeit, Geld und Kraft hat.

Die immer präziseren Selbstbeschreibungen lassen aber auch fragen: Wer gehört jetzt mit wem zusammen? Eine der entscheidenden Fragen der granularen Gesellschaft ist deshalb: „*Wie sorgen wir für Gleichheit, wenn die Fähigkeit zur Unterscheidung drastisch zunimmt?*“<sup>14</sup> Wie beschreiben wir „das Soziale“? Das, was uns miteinander verbindet und ein Gefühl von Zugehörigkeit und Gemeinschaft vermittelt?

Wahrscheinlich beschreiben wir Zusammengehörigkeit nicht mehr nach Zugehörigkeit, etwa zu einem Idealtypus, einem Milieu o.ä.. Sondern nach unseren „*Verbindungen und Interaktionen mit anderen Individuen. Beziehungen werden wichtiger als Kategorien.*“<sup>15</sup> ich

---

<sup>10</sup> Andreas Reckwitz, *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Frankfurt/M 2017.

<sup>11</sup> Christoph Kucklick, *Die granulare Gesellschaft. Wie das Digitale unsere Wirklichkeit auflöst*, Berlin 2. Auflage 2015.

<sup>12</sup> Kucklick, *Die granulare Gesellschaft*, aaO., 11.

<sup>13</sup> Kucklick, *Die granulare Gesellschaft*, aaO., 28f.

<sup>14</sup> Kucklick, *Die granulare Gesellschaft*, aaO., 18.

<sup>15</sup> So Lev Manovich, zit. nach Kucklick, aaO., 61.

denke, das könnte ein interessanter Hinweis zur Diskussion um künftige Formen von Kirchenmitgliedschaft sein. Ich komme darauf noch zurück.

Der Soziologe Dirk Baecker beschreibt diese andere Form von Zusammengehörigkeit so: *„Nach allem, was man bisher erkennen kann, wird diese Gesellschaft ihre sozialen Strukturen auf heterogene Netzwerke und ihre Kultur auf die Verarbeitung von Schnelligkeit einstellen.“*<sup>16</sup>

A propos Schnelligkeit. Einer der international bekanntesten deutschen Soziologen der Gegenwart, Hartmut Rosa aus Jena, Leiter des Erfurter Max-Weber-Kollegs, spricht dazu von *„sozialer Beschleunigung“*<sup>17</sup>. Er meint damit die sich steigernde Geschwindigkeit

1) technischer Prozesse (etwa der Fortbewegung, der Kommunikation oder der Herstellung von Gütern),

2) die hohen sozialen Veränderungsraten (etwa das Tempo, in dem sich Modewellen, Lebensabschnittspartner oder Regierungen ablösen), und

3) das Gefühl der knappen Zeit. Es entsteht, *„weil man mehr Dinge in weniger Zeit tun möchte oder tun muss und deshalb das je eigene Lebens- oder Handlungstempo erhöht.“*<sup>18</sup>

Was man dabei auch in unserer Kirche, in einzelnen Gemeinden oder Kirchenkreisen sehen kann, nennt Rosa die *„Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“*: *„Was in einem geographischen oder sozialen Raum noch gilt, hat in einem anderen bereits seine Gültigkeit verloren, was hier schon realisiert ist, steht dort noch im Horizont der Zukunft.“*<sup>19</sup>

Dabei schrumpft die Gegenwart sozusagen immer mehr zusammen: Was heute eingeführt wird, ist schon kurz darauf durch neue Innovationen überholt. Stabilität und Kontinuität sind nur noch in immer kürzeren Zeitabschnitten erfahrbar. Die Gegenwart ist ständig in Gefahr, von der Zukunft überholt zu werden.<sup>20</sup> Ganz im Sinne von Shakespeares Hamlet: *„Die Zeit ist aus den Fugen.“*<sup>21</sup>

*„Subjektiv“*, schreibt Rosa, schlägt sich das immer schneller werdende Lebenstempo in zunehmendem *„Zeitdruck, Zeitnot und stressförmigem Beschleunigungszwang sowie in der Angst nieder, nicht mehr mitzukommen“*. ...<sup>22</sup> In einem derart beschleunigten sozialen Wandel können sich Dinge wie Menschen kaum noch in Ruhe entwickeln. Vielmehr nimmt alles einen „situativen Charakter“ an, mit schnellen, punktuellen Entscheidungen.

---

<sup>16</sup> Thomas Strobel, Der Mensch wird neu formatiert. Interview mit Dirk Baecker, in: FAZ 31.5.2010 (<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/digitales-denken/mediale-ueberforderung-der-mensch-wird-neu-formatiert-1982432.html>, letzter Zugriff 23.7.2018)

<sup>17</sup> Hartmut Rosa, Modernisierung als soziale Beschleunigung. Kontinuierliche Steigerungsdynamik und kulturelle Diskontinuität, in: ders., Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik, Frankfurt/M 2013, 185-223, 185.

<sup>18</sup> Rosa, Modernisierung als soziale Beschleunigung, aaO., 190.

<sup>19</sup> Rosa, Modernisierung als soziale Beschleunigung, aaO., 193.

<sup>20</sup> Rosa, Modernisierung als soziale Beschleunigung, aaO., 193.

<sup>21</sup> William Shakespeare, Hamlet, 1. Akt, 5. Szene

<sup>22</sup> Rosa, Modernisierung als soziale Beschleunigung, aaO., 195.

Das hat Auswirkungen auf unser Lebensgefühl, auf unsere Identität. Rosa nennt die moderne Identität eine „*situative Identität*“: „*Das je eigene Leben wird...nicht mehr als ein sich ... entfaltendes (und planbares) Projekt erfahren, sondern als offenes ‚Spiel‘ oder als ‚Drift‘, in der alle Identitätsprädikate eines zeitlichen Index bedürfen - man ist im Moment mit X verheiratet, man ‚ist‘ derzeit Graphiker, man hat das letzte Mal Grün gewählt etc.*“<sup>23</sup>

In einem solchen Leben wird der Anspruch auf eine langfristige Lebensplanung aufgegeben. Denn die Dinge ändern sich, aber sie entwickeln sich nicht.<sup>24</sup> Um es in einem Bild zu sagen: Die eigene Lebenslandkarte besteht nicht mehr aus festen Orten, die Orientierung bieten und auf die man zugehen kann, Bergen, die man erklimmen kann und Tälern, die man durchwandern muss. Sondern die Orte selbst sind in Bewegung, sie verändern ihren Standort.

Die Welt wird so dynamisch, dass es darum geht, sich selbst in einem wiederum sich selbst bewegenden Umfeld zu bewegen. Das Surfen auf den Wellenkämmen ist dafür zum Bild geworden. Dieses Surfen auf den Wellenkämmen ist Lebensaufgabe und Herausforderung<sup>25</sup>. Wann immer eine tragfähige Welle in Sicht ist, wird Fahrt aufgenommen. Aber: Ständig auf den Wellenkämmen unterwegs, ungewiss, wohin genau die nächste Welle tragen wird, erfahren Menschen sich selbst als existentiell geworfen. Die Welle unter einem kann sich ja jederzeit wegrehen: Es hängt stets vom eigenen Glück, der eigenen Wachsamkeit und den eigenen Fähigkeiten ab, ob es weitergeht oder Absturz und Untergang drohen.<sup>26</sup>

Von diesen Veränderungsprozessen, diesem sich ändernden Gefühl, in der Welt zu sein und zu ihr in Beziehung zu stehen, werden wir alle beeinflusst und erfasst. Auch Kirchenmitglieder, Gemeinden und Mitarbeitende im Verkündigungsdienst. Ehren- und Hauptamtliche. Wir leben ja in dieser Welt, inmitten dieser Veränderungsprozesse. Und suchen, weil alles immerfort in Bewegung ist, nach Halt und „Heimat“. Irgendwo andocken, wenn auch nur auf Zeit.

Um in so einem Leben zu bestehen, helfen Resonanzverfahren. Resonanz - das ist ein Zustand, ein Verbundensein mit der Welt, bei dem etwas in uns zu schwingen beginnt.<sup>27</sup> Eine Art des In-der-Welt-Seins, bei dem uns etwas berührt, bewegt, ergreift. Und in dem wir auch selbst fühlen, dass wir etwas in Schwingung bringen, etwas bewirken. Also Verbundenheit, in Kontakt-sein, wirkmächtig sein. Sie ahnen es schon, eine Form, auf diese Weise Resonanz zu erfahren, ist das religiöse Erleben. Das Erfahren von Sinn. Von Transzendenz. Das Durchsichtigwerden von Lebenserfahrungen auf das, was dahinterstehen könnte. Auch darauf komme ich noch zurück.

Der Blick in die soziologischen Befunde zur Gegenwart zeigt uns also eine komplexe Situation. Eine, in der mehr Faktoren auf uns und unser Leben einwirken, als wir je

---

<sup>23</sup> Rosa, Modernisierung als soziale Beschleunigung, aaO., 218.

<sup>24</sup> Rosa, Modernisierung als soziale Beschleunigung, aaO., 240.

<sup>25</sup> Hartmut Rosa, Geworfen oder getragen? Subjektive Weltbeziehungen und moralische Landkarten, in: ders., Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik, Frankfurt/M 2013, 374-413, 413.

<sup>26</sup> Rosa, Geworfen oder getragen?, aaO., 413.

<sup>27</sup> Hartmut Rosa, Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehungen, Frankfurt/M 2016.

steuern oder kontrollieren könnten. Eine Situation, die, weil sie so komplex ist, Beweglichkeit erfordert. Den Mut, auszuprobieren. Ein vernetztes Denken, das mit anderen ganz selbstverständlich an der Lösung von Problemen zusammenarbeitet. Und dabei Abweichungen vom eigenen Denken nicht wegredet, sondern mit ihnen rechnet, sie willkommen heißt. Ein Denken, das mit einbezieht, das alles immer wieder neu in Bewegung kommt. Und das gerade so einer mehrdimensionalen, komplexen Wirklichkeit gerecht wird.<sup>28</sup>

„*Es geht*,“ so sagte es jüngst der Soziologe Armin Nassehi im Interview mit der ZEIT, „*es geht nicht darum, was stimmt, sondern darum, was funktioniert*.“<sup>29</sup> Und das, was funktioniert, wird gefunden, indem Menschen unterschiedlicher Interessen, unterschiedlicher Perspektiven gemeinsam auf ein Problem, eine Frage sehen. Multiperspektivisch. Auch ein wenig unordentlich. Mit einer ordentlichen Prise Serendipity, dem Prinzip des unverhofften Findens. Mehrfachcodierungen - also die Erfahrung, dass etwas gleichzeitig Unterschiedliches bedeuten kann - sind dabei nicht verwirrend. Sondern bieten die Möglichkeit zu neuen Kombinationen, Verbindungen und - da haben wir das Wort wieder: Vernetzungen. Die dann zu Lösungen führen, deren dahinterstehende Frage momentan vielleicht noch unbekannt ist.

Komplex also. Eines der Stichworte, mit denen unsere Gesellschaft gegenwärtig beschrieben wird. Neben singular, granular, beschleunigt, plural, multireligiös und - vielleicht warten Sie jetzt geradezu auf diesen Begriff, zumal im Vortrag einer Theologin - „säkular“.

„Säkulare oder säkularisierte Gesellschaft“- damit ist eine Gesellschaft gemeint, in der immer weniger religiös oder konfessionell gebundene Bürgerinnen und Bürger leben. „Säkularisierung“ meint „*umfassende soziale Prozesse etwa der Entkirchlichung oder des Verschwindens der Religion aus dem öffentlichen Leben*.“<sup>30</sup> Säkularisierung ist ein schillernder Begriff. Oft und geradezu inflationär wird er als Synonym für einen Prozeß „*moderner Entchristlichung*“<sup>31</sup> benutzt und gebraucht. Mal meint er „*die Loslösung der Religion von der Politik*“<sup>32</sup>, mal einen historischen Vorgang, mal einen gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß.

So weit, so gut. Aber mit dem Begriff einer „säkularen Gesellschaft“ will ich heute und hier nicht arbeiten. Nicht, weil er so schillernd und unscharf verwendet wird und deshalb zu Missverständnissen geradezu einlädt. Dem könnte man ja mit klarer Terminologie und Definitionen begegnen. Ich will mit diesem Begriff nicht arbeiten wegen eines Mannes aus Lübeck. Nein, nicht wegen Thomas Mann. Sondern wegen Hans Blumenberg. Der Jurist Horst Dreier hat mich mit seinem Buch „*Staat ohne Gott*“<sup>33</sup> an Hans Blumenberg erinnert.

---

<sup>28</sup> Vgl. dazu Armin Nassehi, *Die letzte Stunde der Wahrheit: Kritik der komplexitätsvergessenen Vernunft*, Hamburg 2017.

<sup>29</sup> Heinrich Wefing, *Geht doch auch so*. Interview mit Armin Nassehi, in: *Die ZEIT* 28, 5.7. 2018 (<https://www.zeit.de/2018/28/armin-nassehi-soziologie-institutionen-kontrolle>, letzter Zugriff 23.7.2018)

<sup>30</sup> Horst Dreier, *Staat ohne Gott, Religion in der säkularen Moderne*, München 2018, 21.

<sup>31</sup> Dreier, *Staat ohne Gott*, aaO., 29.

<sup>32</sup> Dreier, *Staat ohne Gott*, aaO., 34.

<sup>33</sup> Dreier, *Staat ohne Gott*, aaO.



Hans Blumenberg, den aus Lübeck stammenden Philosophen, dem einst Sybille Lewitscharoff ihren preisgekrönten Roman „*Blumenberg*“<sup>34</sup> gewidmet hat. Hans Blumenberg hatte darauf hingewiesen, dass die Beschreibung einer Gesellschaft als „säkularisierte“ aufgrund der Begriffsgeschichte des Wortes immer auch eine Verlustgeschichte insinuiert. Säkularisierung, so Blumenberg, bedeutete ursprünglich den Entzug von Herrschaft und Vermögen der Kirchen durch den Staat. *„Wenn die moderne Welt als Säkularisierung des Christentums verstanden werden sollte, müsste das ‚anhand der Merkmale des Enteignungsmodells darstellbar sein.“*<sup>35</sup> Und das führt dann *„die Konnotation der unrechtmäßigen Transformation, des Illegitimen, der Schuld, der Restitutionsnotwendigkeit etc. mit sich.“*<sup>36</sup>

Eine unsensible Nutzung des Säkularisierungsbegriffs als historischer Interpretationskategorie führt dann nach Blumenberg *„zu einer gänzlich verfehlten Sichtweise auf die Neuzeit..., die als angeblich falsche Erbin von einer (christlichen) Vergangenheit zehre, die als eigentliche Substanzträgerin gedacht werde. Säkularisierung suggeriere geistigen Raub, weil und wie Säkularisation den Raub an Bistümern, Klöstern und Abteien bedeute. ... Blumenbergs Kritik am Säkularisierungstheorem ist insofern ‚vor allem ein Plädoyer für eine Moderne, die ihre Eigenart und ihr Eigenrecht selbst behauptet.“*<sup>37</sup>

#### **4. Wohin die Kirche gewiesen ist - Selbstvergessene Kirche**

Ich verstehe Blumenbergs Gedanken als Plädoyer, die Gegenwart nicht als Erbin einer Verlustgeschichte, noch dazu einer illegitimen Verlustgeschichte, zu sehen. Einer Verlustgeschichte, die es wieder rückgängig zu machen oder zu kompensieren gilt. Sondern sie als das zu sehen und zu beschreiben, was sie jetzt ist.

Dieser Gedankengang Hans Blumenbergs spricht mich an, weil es auch heute unsere Herausforderung ist, unsere Situation als Kirche in der Gegenwart nicht als Ergebnis einer Verlustgeschichte zu beschreiben. Sondern sie als die zu nehmen, die sie ist. Sie als solche anzunehmen und darin den Ort und die Perspektive von Kirche und christlichem Glauben zu beschreiben. Ich denke, dass könnte etwas Befreiendes haben: Auf das schauen, was jetzt ist. Und deshalb Kirche zu beschreiben als Kirche in einer pluralen und multireligiösen Gesellschaft, in der die religiöse und weltanschauliche Vielfalt eher noch zunehmen wird, als dass religiöse Überzeugungen verschwinden. Zu beschreiben, welche Aufgaben, Fragen, Herausforderungen und Chancen jetzt, in dieser Situation, auf uns warten und nicht in einer Art „Suche nach der verlorenen Zeit“ zumindest unbewusst doch von dem Wunsch bewegt zu sein, eine unwiederbringlich beendete Zeit wiederherstellen zu wollen.

Das könnte helfen, sich als Kirche in der Gegenwart auf das zu konzentrieren, was Heinrich Rathke, von 1971 bis 1984 Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Mecklenburgs im Blick auf die 6. These der Barmer Theologischen

<sup>34</sup> Sybille Lewitscharoff, *Blumenberg*. Roman, Berlin 2011.

<sup>35</sup> Dreier, *Staat ohne Gott*, aaO., 38, Anm. 89, unter Zitation von Hans Blumenberg, *Säkularisierung und Selbstbehauptung*. Erweiterte und überarbeitete Neuauflage von „*Legitimität der Neuzeit*“, Frankfurt/M 1974, 34.

<sup>36</sup> Dreier, *Staat ohne Gott*, aaO., 40.

<sup>37</sup> Dreier, *Staat ohne Gott*, aaO., 41.

Erklärung im Jahr 1971 vor der Synode des Bundes der evangelischen Kirchen in der damaligen DDR in Eisenach so beschrieben hat:

*„Kirche bleibt nur darin Kirche, dass sie ganz für andere da ist. Dasein für andere spricht das ganze Wesen der Kirche aus. Es ist mehr als ein Attribut einer in sich selbst ruhenden Kirche, die nur unter gewissen Bedingungen für andere da zu sein hätte. Indem die Kirche ganz von sich absieht, macht sie ernst mit der Rechtfertigung, mit dem sola gratia. Sie lebt nicht aus sich selbst und nicht für sich selbst, sondern lässt Gott zum Zuge kommen, indem sie als Kirche für andere den Dienst Jesu für die Menschen vergegenwärtigt.“<sup>38</sup> Und Rathke fügte wenig später hinzu: „Je mehr es der Kirche um ihr Überleben geht, um so mehr ist sie überlebt.“<sup>39</sup>*

Statt sich als Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft zu beschreiben, die sich unbewusst an der Vergangenheit orientiert und mit der Geschichte eines Verlustes, den es wieder gutzumachen oder auszugleichen gilt, beschäftigt ist, plädiere ich für ein Selbstverständnis als Kirche, die sich an der Gegenwart, an ihrem jeweiligen, auch von Ort zu Ort anderem, Kontext orientiert. An ihrer jeweiligen Situation. Und sich neu an ihrer Aufgabe, der Kommunikation des Evangeliums, ausrichtet. Als Kirche in einer Gesellschaft, die mit den Begriffen singular, granular, beschleunigt, plural und multireligiös jeweils nur annähernd beschreibbar ist.

*„Die Kirchen sind dabei, sich zu emanzipieren“.* Mit diesen Worten kommentierte Oliver das Gupta in der Süddeutschen Zeitung in diesem Sommer die Meldungen über rückläufige Mitgliederzahlen beider großer christlicher Kirchen<sup>40</sup>. Er bezog sich damit auf die klare Positionierung beider Kirchen zur Asylpolitik, in der Debatte um die Seenotrettung im Mittelmeer und zur Migration. Dass darin auch ein Gegenüber zu politischen Parteien deutlich wurde, wie es jedenfalls in Bayern lange Jahre so nicht denkbar gewesen wäre, ist für ihn Teil dieser Emanzipation. Einer Emanzipation, die sich vor allem dadurch ergibt, dass Grundthemen des christlichen Glaubens wie Nächstenliebe und Barmherzigkeit klar formuliert und zum Ausdruck gebracht werden.

Ich finde diese Beobachtung interessant. Denn wenn wir uns in der Kirche an den Grundüberzeugungen des christlichen Glaubens ausrichten, uns an ihnen orientieren und sie nicht nur mit Worten, sondern auch mit unserem eigenen Handeln bezeugen wollen, dann können wir gar nicht anders, als auch öffentlich unsere Stimme zu erheben, wenn Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Menschenwürde politischem Kalkül geopfert zu werden drohen. Genau das heißt im übrigen auch, das Freiheitsangebot, das unser Staat im Grundgesetz für Religionen und Weltanschauungen bereithält, anzunehmen und zu nutzen. Immer in dem Wissen, dass, um das Diktum von Ernst-Wolfgang Böckenförde aufzugreifen, der freiheitliche, säkularisierte Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann.<sup>41</sup>

---

<sup>38</sup> Heinrich Rathke, Kirche für andere – Zeugnis und Dienst der Gemeinde (Bundessynode Juli 1971 in Eisenach), in: Kirche als Lerngemeinschaft, Dokumente aus der Arbeit des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR, Berlin 1981, 175.

<sup>39</sup> Rathke, Kirche für andere, aaO., 181.

<sup>40</sup> Oliver das Gupta, Neue Glaubwürdigkeit, Süddeutsche Zeitung 21.7.2018

<sup>41</sup> „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Ernst-Wolfgang Böckenförde, Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation (1967), in: ders., Staat, Gesellschaft, Freiheit. Studien zur Staatstheorie und zum Verfassungsrecht, Frankfurt/M 1976, 42-64, 60.

Unser Staat, so formuliert es der Jurist Horst Dreier, „*ist ein Staat der Zumutungen: Er mutet uns nicht nur zu, zu ertragen, dass der andere anders denkt, anders lebt, anders glaubt, anders redet und anders handelt, als man selbst es für richtig und geboten hält - er bietet auch umfassende Freiheit zu wechselseitiger Kritik, zum Meinungskampf, ja zur geistigen Provokation.*“<sup>42</sup> In genau dieser Freiheit können, dürfen, sollen wir uns bewegen und sie nutzen - als einzelne Christenmenschen, als Gemeinden, als Kirche. Also ja - zivilgesellschaftliche Akteurin sein, Verantwortung übernehmen in Wort und Tat. Mahnen, Aufmerksamkeit schaffen an der Seite und stellvertretend für die, die zu Opfern werden. Und nein - wir müssen als Christenmenschen oder als Kirche nicht immer gleich auch noch die Lösung der Probleme, die wir ansprechen, mitbringen.

Positionen des christlichen Glaubens also in den öffentlichen Diskurs eintragen. So von Gott und Jesus Christus sprechen, dass es auch verstanden werden kann. Von uns selbst auch als Kirche absehen können, weil Christus uns sieht und wir so frei werden, auf den, auf die andere zu sehen - das ist gegenwärtig wie zukünftig unsere Aufgabe in unserem jeweiligen Kontext. Als Gemeinde, als Kirche insgesamt.

Das wird aber nicht gehen im Stil einer Art öffentlichen evangelischen Unterweisung. Denn in einer pluralen, multireligiösen und multiweltanschaulichen Gesellschaft sind wir eben nur eine Stimme unter vielen. Heino Falcke, früherer Propst von Erfurt, hat das 1972 im Blick auf die Minderheitensituation von Christen in der ehemaligen DDR so beschrieben: „*Im Zusammenspiel der gesellschaftlichen Kräfte können Christen als Minderheit weder Spielführer sein noch die Spielregeln bestimmen, wir sind Mitspieler unter anderen.*“<sup>43</sup> Natürlich war die Minderheitensituation der Kirchen in der DDR eine andere als die Situation der Kirchen als einer Mitspielerin in einer demokratischen, pluralen und multireligiösen Gesellschaft. Die historische Situation ist eine andere.

Was aber lässt sich aus der Haltung, die Heino Falcke 1972 beschrieben hat, lernen für unser heutiges und zukünftiges Kirche-Sein? Wie können wir als Kirchen unsere Situation in der gegenwärtigen Gesellschaft beschreiben und welche Konsequenzen für unsrer Handeln leiten wir daraus ab, z.B. im Blick auf den interreligiösen und interkulturellen Dialog? Wie können wir in einer pluralen und multireligiösen Gesellschaft weitergeben, was uns wichtig ist?<sup>44</sup>

## **5. Für und mit wem Kirche ist - Kirche als Gastgeberin und Assistentin im Zwischenraum**

Wie auch immer wir unseren Kontext beschreiben - Menschen fragen nach dem Sinn, den ihr Leben hat. Sie versuchen, mit Unsicherheiten umzugehen, sich inmitten einer Fülle von Informationen und Daten zu orientieren. Sie lavieren durch ihren Alltag mit allem, was ihn prägt: Liebe und Krankheit. Misserfolge und Enttäuschungen. Frühes Aufstehen. Sorge um die Pflege der alt werdenden Eltern. Und um die Zukunft der Kinder in einer sich rasant

<sup>42</sup> Dreier, Staat ohne Gott, aaO., 161.

<sup>43</sup> Heino Falcke, Christus befreit - darum Kirche für andere. Hauptvortrag bei der Synode der evangelischen Kirchen in der DDR vom 30. Juni bis 4. Juli 1972 in Dresden, 7f. (<https://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/72dca64e0431c7c34536354281fa03ed/82-07+PM+-+Verbesserlicher+Sozialismus+-+Text+ 27.06.pdf>, letzter Zugriff 24.7.2018),

<sup>44</sup> Vgl. Michael Domsgen, Wie wir weitergeben, was uns wichtig ist. Eine Ermutigung zum Querdenken, in: Evangelische Theologie 78, 2018, 114-125.

verändernden Welt. Aber auch mit Lebenslust und Freude über einen wunderbaren Sommer. Einen schönen Kinoabend. Einen Spaziergang am Meer. Eine berufliche Perspektive. Ein paar freundliche Worte an der Kasse beim Bäcker, die für manche die einzigen Worte sind, die sie an diesem Tag wechseln werden. Sie arbeiten und hoffen auf ein gutes Leben. Auf Frieden und einen sorgenfreien Alltag. Sie gehen schlafen und stehen auf. Sie machen einschneidende Erfahrungen wie Krankheit oder Verlust und müssen damit weiterleben. Irgendwie. Aber wie? Dann wieder Leben in Alltagsroutine. Mit Narben auf Körper und Seele. Oder sich niemals wieder ganz schließenden Wunden. Was für eine ungeheure Lebensenergie das alles bedeutet. Was für eine Liebe zum Leben. Wieso eigentlich tun wir all das? Wieso tun Sie es? Und - wie tun Sie es?

Wenn wir zu diesen Fragen miteinander ins Gespräch kommen, fangen wir an, über den Sinn in unserem Leben zu sprechen. Darüber, welchen Sinn es für jeweils Einzelne hat, ihr Leben so zu leben, wie sie es leben. Wir fangen an, unser Leben zu deuten.<sup>45</sup> Allein, nur für uns selbst, meist keine gute Idee. Die Deutung des Lebens sucht die Begegnung und das Gespräch mit anderen. Ihre Unterstützung. Ihre Infragestellung. Ihr Unverständnis. Ihre Zustimmung.

Wenn ich auf unsere Kirche und ihre Aufgabe, wie sie so smart und elegant in CA VII beschrieben ist, schaue, dann wünschte ich mir, dass wir uns noch mehr in genau dieses Gespräch hineinbegeben. Gelegenheiten aufsuchen und schaffen, in denen dafür Raum ist. Nicht als Wissende, die Wahrheiten verkünden. Sondern als Hörende, als Fragende, als selber Suchende. Als solche, die manchmal auch nicht weiter wissen. Und die manchmal etwas zu sagen haben. Die eigene Erfahrungen ihres Leben und der Bedeutung, die der christlicher Glaube dafür hat, erzählen. Die, wenn sie vom Glauben sprechen, nicht allein das für-wahr-halten von Glaubenswahrheiten meinen, sondern das sich verlassen auf den Gott, der mit geht und doch auch verborgen sein kann. Die ahnen, dass Kontinuität und Brüche im Leben sich nicht ausschließen. Dass Stabilität und immer wieder neue Anfänge zusammengehören. Dass das Leben ambivalent und mehrdeutig ist. Für die Glaube kein Besitz, kein persönlicher Besitz und auch kein Besitz der Kirche, sondern ein Geschenk ist. Eines, das immer wieder neu empfangen wird. Die auch deshalb mehr mit der Kategorie der Dankbarkeit als mit der der Besitzstandswahrung anzufangen wissen. Für sich persönlich, für unser Leben in dieser Welt und auch für die Gestalt des Lebens in unserer Kirche. Für die Christus nicht nur ein gutes Beispiel ist, ein „exemplum“, sondern davor und vor allem ein Geschenk, ein „sacramentum“. Für die es bedeutsam ist, *„ob die Geschichte Jesu Christi nur ethisch als ein Beispiel rechten menschlichen Verhaltens, nur als exemplum, oder aber darüber hinaus und dem zuvor als eine das menschliche Sein effektiv verändernde Geschichte, als sacramentum, begriffen wird.“*<sup>46</sup>

Auf die Unterscheidung von exemplum und sacramentum bezieht sich Martin Luther in seiner Vorrede zur Kirchenpostille - „Ein kleiner Unterricht, was man in den Evangelien suchen und erwarten soll“ - : *„Denn es ist eine noch schlimmere Gewohnheit, daß man die Evangelien und die Briefe als Gesetzbücher ansieht, worin man lernen soll, was wir tun sollen, und worin uns die Werke Christi nicht anders denn als Vorbild vor Augen gestellt*

---

<sup>45</sup> Vgl. dazu Wilhelm Gräb, Lebenssinndeutung als Aufgabe der Theologie, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 113, 2016, 366-383.

<sup>46</sup> Eberhard Jüngel, Das Opfer Jesu Christi als sacramentum et exemplum. Was bedeutet das Opfer Christi für den Beitrag der Kirchen zur Lebensbewältigung und Lebensgestaltung?, in: ders., Wertlose Wahrheit. Theologische Erörterungen III, Tübingen 2003, 261-282, 265.

werden.<sup>47</sup> Martin Luther sieht, dass Christi Wort, Werk und Leben uns als Vorbild vor Augen gestellt wird, dem wir folgen sollen. *„Aber das ist das wenigste am Evangelium, wonach es auch noch nicht Evangelium heißen kann. Denn damit ist dir Christus nichts weiter nutz denn ein anderer Heiliger. Sein Leben bleibt bei ihm und hilft dir doch nichts, und kurzum: Diese Weise macht keinen Christen, es macht nur Heuchler; es muß noch sehr viel weiter mit dir kommen.“*<sup>48</sup> Deshalb: *„Das Hauptstück und der Grund des Evangeliums ist, daß du Christus, ehe du ihn zum Vorbild nimmst, zuvor entgegennehmest und erkennest als eine Gabe und ein Geschenk, das dir von Gott gegeben und dein eigen sei. So daß du, wenn du ihm zusiehst oder hörst, daß er etwas tut oder leidet, nicht zweifelst, er selbst, Christus, sei mit solchem Tun und Leiden dein, und darauf könntest du dich nicht weniger verlassen, als wenn du es getan hättest, ja, als wenn du eben dieser Christus wärest. Sieh, das heißt das Evangelium recht erkannt, das ist: die überschwängliche Liebe Gottes, die kein Prophet, kein Apostel, kein Engel je ganz hat aussagen, kein Herz je genug hat bestaunen und begreifen können. Das ist das große Feuer der Liebe Gottes zu uns, davon wird das Herz und Gewissen froh, sicher und zufrieden; das heißt den christlichen Glauben gepredigt.“*<sup>49</sup>

Christus - nicht nur ein gutes Beispiel, sondern eine Gabe. Christus, der sich in uns verkörpert. In uns, die wir sein Leib sind. Und die wir deshalb mit einer Art „*evangelischen Körperhaltung*“<sup>50</sup>, auf eine bestimmte Art und Weise, in der Welt sind. Der Glaube - ein Geschenk und kein Besitz. Sich mit dieser Haltung in das Gespräch über für uns und andere relevante Themen einbringen, als Beitrag zur Deutung des Lebens aus christlicher Sicht, lässt die Verkündigung des Evangeliums keine Einbahnstraße sein. Sondern Kommunikation. Kommunikation des Evangeliums, die nicht „einweisenden“, sondern „hinweisenden“ Charakter hat.<sup>51</sup>

Notwendig dafür, so beschreibt es der Praktische Theologe Michael Domsgen, *„sind Räume, in denen Menschen die wesentlichen Fragen ihres Lebens überdenken und einander begegnen können, ohne dass damit Mitgliedschaftskonsequenzen verbunden wären. ... Thematisiert werden sollten dabei die Deutungen von Erfahrungen, die wir teilen. Die vorhandene religiöse Indifferenz, die erlebte Irrelevanz hinsichtlich der religiösen Dimension hängt zu einem guten Teil auch damit zusammen, dass wir die grundlegenden Fragen des Lebens nur noch selten zur Sprache bringen und uns nur selten Anteil geben an dem, was uns stärkt und über uns hinauswachsen lässt.“*<sup>52</sup>

---

<sup>47</sup> Martin Luther, Kirchenpostille - Eyn kleyn unternicht, was man ynn den Evangeliis suchen und gewarten soll (1522), in: ders., WA 10/1, 1-17, 8 (in heutigem Deutsch zitiert nach ders., Ausgewählte Schriften, hrsg. von Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Bd. 2, Erneuerung von Theologie und Frömmigkeit, 198-205, 198).

<sup>48</sup> Luther, Kirchenpostille, aaO., 11 (in heutigem Deutsch zitiert nach aaO., Anm. 46, 200).

<sup>49</sup> Luther, Kirchenpostille, aaO., 11f (in heutigem Deutsch zitiert nach aaO., Anm. 46, 200).

<sup>50</sup> Vgl. dazu jetzt Gregor Etzelmüller, Was ist evangelische Haltung? Zur Verkörperung der Evangeliums, in: Evangelische Theologie, 78, 2018, 166-179.

<sup>51</sup> Vgl. Domsgen, Wie wir weitergeben, was uns wichtig ist, aaO.

<sup>52</sup> Domsgen, Wie wir weitergeben, was uns wichtig ist, aaO., 123.

Kirche wäre dann Gastgeberin. Hätte eine Art Assistenzfunktion<sup>53</sup> für Menschen, die religiös auf der Suche sind. Auf dem Weg durch das Leben, inmitten der Wellenkämme und Versuche, eine tragende Welle zu erwischen, und auch Halt und Heimat zu finden, bietet sie Raum zum Atemholen, zum Kraft schöpfen. Zum Nachdenken und zur Orientierung in den Grundfragen des Lebens und Glaubens. Ganz auf die Menschen und die für sie relevanten Fragen ausgerichtet, mit dem Schatz ihrer Überlieferung und Tradition im Gepäck. Beschreiben ließe sie sich auch als *„die Gemeinschaft der durch das Auftreten, Wirken und Geschick Jesu von Nazareth Berührten“*<sup>54</sup>.

Eine so gelebte und verstandene Kirche wird mit Unschärfen und sichtbar werdenden „Grauzonen“ umzugehen haben. Zum Beispiel im Blick auf die Frage der Kirchenmitgliedschaft. Denn wer auf der Suche ist, wird sich nicht so schnell oder auch gar nicht in binären Codierungen von Mitgliedschaft verorten. Wie also, so eine der Fragen für die zukünftige Gestalt von Kirche, lassen sich Mitgliedschaft und Zugehörigkeit so beschreiben, dass sich damit auch die angemessen angesprochen fühlen, die vielleicht mitmachen, mitfragen, mitdenken, mitglauben - aber nicht dazugehören? Eine Frage, die auch deshalb von Belang ist, weil sich Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft mittlerweile weniger über einen gemeinsamen Mitgliedschaftsstatus als vielmehr über Verbindungen und Beziehungen, als Netzwerk, bilden. Lassen sich dafür Formen von Mitgliedschaft, Zugehörigkeit, Verbundenheit für die evangelische Kirche finden? Welche?

Fragen, die nicht nur im Blick auf religiös Suchende oder Konfessionslose, sondern auch im Blick auf Kirchenmitglieder von Belang ist. Denn auch sie positionieren sich, wie Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen seit Jahren zeigen und wie es Ulrike Wagner-Rau jüngst beschrieben hat, *„in Übergangszonen zwischen Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit.“*<sup>55</sup> Wagner-Rau nennt die dazugehörige Form von Religiosität eine *„zwischenräumliche Religiosität ... , die Abstand hält von der Zumutung, vorgegebenen Glaubenssätzen zuzustimmen.“*<sup>56</sup> Damit haben wir als Kirche bereits jetzt zu tun und werden zukünftig noch mehr damit umzugehen haben. Werden wir, so frage ich mich, als Kirche hier Gastgeberin, Begleiterin, Assistentin sein, um Menschen dabei zu unterstützen, ihre jeweilige Nähe und Ferne zum Glauben, zu einer Gemeinde, zur Kirche, immer wieder neu und selbstbestimmt zum Ausdruck zu bringen? Und wie ernst nehmen wir dabei ggf. unsere eigenen Wünsche und Bedürfnisse nach Klarheit und Entschiedenheit und kommunizieren diese? Wie viel „zwischenräumliche Religiosität“ ist für den Hybrid Kirche möglich? Oder, mit Jan Hermelink gefragt: *„Welche Sozialformen und welche Strukturen muss die evangelische Kirche bereitstellen, um der fluid-fragilen Religiosität der Gegenwart die christliche Tradition als deutungsoffene Ressource zugänglich zu machen?“*<sup>57</sup> Im Moment noch mehr Fragen als Antworten. Und vielleicht auch an dieser Stelle mehr Einladung zum vielfältigen Ausprobieren als zum Entwurf geschlossener Theorie- und Praxismodelle.

---

<sup>53</sup> Vgl. zu diesem Terminus Christian Grethlein, *Praktische Theologie*, Berlin/Boston 2. Auflage 2016 und ders., *Kirchentheorie. Kommunikation des Evangeliums im Kontext*, Berlin/ Boston 2018.

<sup>54</sup> Grethlein, *Kirchentheorie*, aaO., XIV (Vorwort).

<sup>55</sup> Ulrike Wagner-Rau, *Religiosität im Zwischenraum*, in: *Pastoraltheologie* 107, 2018, 215-229, 222.

<sup>56</sup> Wagner-Rau, *Religiosität im Zwischenraum*, aaO., 226.

<sup>57</sup> Jan Hermelink, *Die evangelische Vergemeinschaftung religiöser Pluralität. Einige empirische und theologische Überlegungen*, in: *Pastoraltheologie* 107, 2018, 275-290, 275.

Dass aber gerade an dieser Stelle und mit diesen Fragen Wichtiges angesprochen wird, zeigen mir die vielfältigen und positiven Erfahrungen der offenen Mahlgemeinschaften und Tischgesellschaften in 2017. Auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen frage ich: Wie ernst nehmen wir eigentlich die weitherzige Einladung Jesu an den Tisch seiner Mahlgemeinschaft? Eine Einladung, die uns erinnert, dass nicht wir es sind, die einladen. Sondern er, Christus, ist es, der uns einlädt, der alle einlädt. Christus, der die „Grauzonen“, die nicht eindeutig bestimmten Bereiche des Lebens nicht gemieden, sondern sie geradezu gesucht hat. Der scheinbar klare Grenzen in Bewegung, ins Schwingen gebracht hat. Der sich ganz selbstverständlich in den Zwischenräumen des Lebens bewegt hat. Im Gespräch und beim Essen mit denen, die nicht dazugehörten. Dem Zöllner Zachäus. Der Samaritanerin am Brunnen. Der Frau aus Syrophönizien und und und. Ich höre hierin auch eine Ermutigung an uns als seine ihm nachfolgende Kirche, sich in die „Grauzonen“ zu begeben und sich ihnen auszusetzen. Dorthin, wo *„Bestimmtes und Unbestimmtes“* ineinander übergehen, *„in der Kirche selbst, in ihren Rand- und Übergangszonen, im religiösen Leben jenseits der Kirche.“*<sup>58</sup> Rand- und Übergangszonen, in die auch er, Christus sich begeben hat. Christus, die verkörperte Liebe Gottes. Christus, der immer wieder deutlich macht und auch uns spüren lässt: Nicht weil wir gut und schön und gerecht sind, liebt er uns. Sondern weil er uns liebt, sind wir gut und schön und gerecht. In den Worten Martin Luthers aus der Heidelberger Disputation: *„Denn die Sünder sind deshalb schön, weil sie geliebt werden, sie werden aber nicht geliebt, weil sie schön sind.“*<sup>59</sup> In der Begegnung mit Christus finden heilsame Transformationen statt. Mitten in den Zwischenräumen und Grauzonen des Lebens.

## **6. Kirche in der Pluralität hoch Zwei - Erinnerungen an die Kirche von morgen**

Unsere Welt, unsere Gesellschaft, unser Zusammenleben - sie ändern sich. Das war schon immer so. Und es wird auch so bleiben. Unsere Kirche ändert sich. Auch das, so die alte reformatorische Einsicht - *ecclesia semper reformanda* - wird so bleiben. Die Veränderung als das allein Beständige?

Der Blick der Soziologie hilft uns, unsere Wirklichkeit genauer zu sehen. Und dann in dieser Wirklichkeit, orientiert an den Menschen, genauer unserem Auftrag und unseren Aufgaben nachzugehen. Auf dem Hintergrund des zuvor Gesagten denke ich: Es wird wohl gegenwärtig und zukünftig immer weniger darum gehen, Idealbilder zu beschreiben, die dann mit Leben gefüllt werden sollen. Keine Idealbilder von Gemeinden. Keine Idealbilder von Ehren- und Hauptamtlichen. Von Pastorinnen und Pastoren. Sondern es wird künftig vor allem darum gehen, Rahmenbedingungen dafür zu gestalten, damit all das auf sehr unterschiedliche Weise gelebt werden und gut zusammenkommen kann.

Ich denke auch, dass es von großen, scheinbar allgemein gültigen, auf Dauer und lange Zeitläufe gestellten Konzepten und Strategieprozessen weg und hin zu situativen, zeitlich und örtlich begrenzten Lösungen geht. Ich denke, dass in bestimmten großen Rahmenbedingungen, wie z.B. den finanziellen Realitäten, immer mehr passgenaue Aushandlungsprozesse stattfinden werden. Für diesen Ort, für diese Gemeinde mit diesen Menschen, für diese Mitarbeitenden in diesem Kontext für diesen Zeitraum. Um es im Bild

---

<sup>58</sup> Wagner-Rau, *Religiosität im Zwischenraum*, aaO., 228.

<sup>59</sup> Martin Luther, *Disputatio Heidelbergae habita* (1518), WA 1, 365,11f: *„Ideo enim peccatores sunt pulchri, quia diliguntur, non ideo diliguntur, quia sunt pulchri.“*

des Hybrids zu sagen: Lag der Schwerpunkt der kirchlichen Veränderungsprozesse in den letzten Jahren vor allem im Bereich der Organisation und in dem Wunsch, Prozesse und Strukturen langfristig beeinflussen zu wollen, wird sich das zukünftig wohl eher in den Bereich der Bewegung verlagern. Weniger konzentriert auf die Frage: Wie organisieren und managen wir Kirche? Aber mehr konzentriert auf die Frage: Wie kommunizieren wir unseren Glauben?

Eine neue Aufmerksamkeit für neue Formen von Kirche wie „fresh expressions“, „mixed economy“, unsere Erprobungsräume in der EKM, „Kirche im Dialog“ hier in Hamburg, Kompetenzen im interkulturellen und interreligiösen Gespräch sind Anzeichen dafür. Plurale, vielfältige Kirche in einer pluralen, vielfältigen Gesellschaft. Plurale Kirche hoch zwei sozusagen. Das alles wird Kirche auch meiner Sicht selbst nicht einfacher, nicht weniger anstrengend, nicht weniger kommunikativ, aber vielfältiger, dynamischer, spielerischer, wahrscheinlich auch lebendiger machen. Auch disparater, unübersichtlicher. Und Leitung von Kirche wird wohl etwas experimentierfreudiger werden.

Die künftige Gestaltung von Gemeinden und Berufsbildern wird sich zukünftig wohl aufs genauere Hinsehen konzentrieren: Wie wird an diesem Ort, bei diesen Menschen Gemeinde/ Kirche gelebt? Braucht diese Art und Weise des Kirche-/ des Gemeinde-Seins eine rechtliche Fassung? Welche? Braucht diese Art und Weise des Kirche-/ des Gemeinde-Seins eine institutionelle - finanzielle, personelle, organisatorische ... - Unterstützung durch die Landeskirche, den Kirchenkreis? Welche genau? Von wem? Wozu? Welche kirchenrechtlichen Regelungen und Vorgaben sind dabei nötig? Und welche nicht? Wieviel Beweglichkeit und Flexibilität, wieviel Verlässlichkeit und Kontinuität benötigt diese Art und Weise, an diesem Ort Kirche/Gemeinde zu leben? Wer trägt dazu in welcher Weise bei? Welche Räume und Gebäude sind vorhanden? Welche sind wozu nötig? Welche Personen mit welchen Fähigkeiten leben an diesem Ort und auf welche Weise Kirche/Gemeinde? Wie gestalten Sie ihr Miteinander und ihre Zusammenarbeit? Welche Gaben und Kompetenzen sind vorhanden? Welche werden gebraucht? Wie werden sie dabei von wem begleitet und unterstützt? Benötigt es dazu an diesem Ort und für diese Gestaltung von der Institution Kirche bezahlte, ordinierte Pastorinnen und Pastoren, Mitarbeitende im Verkündigungsdienst, in der Kirchenmusik, in der Verwaltung? Und wenn ja, welche? Und mit welchen Aufgaben?

All das, was ich hier als Anregung zum genauen Hinsehen benenne, was sicher der Ergänzung oder Änderung bedarf, und was auf situativ, dezentral, mit noch mehr Vertrauen in die Verantwortung der Akteure vor Ort hinausläuft - all das gilt es nicht zu erleiden, nicht einfach hinzunehmen, sondern als eine Form institutionellen Wandels zu gestalten. Keine einfache Aufgabe. Keine, für die es Rezepte gibt. Und die wir deshalb wohl so angehen werden, wie es Menschen in der granularen Gesellschaft tun: Mit Verantwortung und so viel Weitsicht wie möglich, aber auch mit der Lust und Freude am Ausprobieren, mit dem Wissen, dass Scheitern und neu anfangen dazugehören.

Dazu bringen wir einiges aus der Geschichte unserer Kirche, aus der Tradition unseres Glaubens mit. Einiges, was trotz seines Alters geradezu hochmodern ist. Und was wir einbringen in unsere wie in die Veränderungsprozesse unserer Gesellschaft.

Drei Themen will ich dazu heute noch kurz benennen:

1. Das Lebensgefühl der beschleunigten, sich ständig verändernden Gesellschaft, die spürt, dass nur, was sich ändert, Bestand hat - als evangelische Kirche tragen wir das sozusagen in unseren Genen mit uns: „Ecclesia semper reformanda“. Und wir legen



dazu das Vertrauen, dass bei allem, was wirklich neu wächst, Gott selbst mit im Spiel ist, *„daß Gott nicht aufhört, der Anfangende zu sein.“*<sup>60</sup> Wir legen dazu, dass Christus es ist, der wirklich alles neu macht (Apk 21,5). Und dass wir durch die Kraft des schöpferischen Gottes Geistes daran Anteil bekommen, immer wieder in Freiheit neu und anders anzufangen. Ist es doch Gottes Wort, sein Evangelium, das uns herausruft aus dem, was wir für realistisch, angemessen, möglich halten. Denn, noch einmal mit Heino Falcke: *„Den Ruf in die Freiheit hören, das heißt für die Kirche, sich den Wandlungen auszusetzen, in die uns dieser Ruf hineinziehen will.“*<sup>61</sup> Das gilt wohl auch für die Wandlungen religiösen Erlebens, die uns als Kirche verwandeln werden.

2. In der digitalen Gesellschaft verändert sich nicht nur unsere Kommunikation. Nicht nur der Umgang mit Datenmengen und Informationen. Wir werden an diesen Prozessen als Kirche sowohl partizipieren als diese Prozesse auch kritisch reflektieren.<sup>62</sup> In eine Art kulturpessimistische Abwehrhaltung<sup>63</sup> aber müssen wir uns nicht begeben. Was würden wir damit auch der Generation sagen, die jetzt in einer digitalen Gesellschaft aufwächst? Die nicht erst in Zukunft, sondern heute, mit uns, christlichen Glauben lebt und Kirche gestaltet?<sup>64</sup> Technologien und Produkte in der digitalen Gesellschaft sind selbst *„ethisch neutral“*<sup>65</sup>. Entscheidend sind die Zwecke, für die die Daten genutzt werden. Und entscheidend wird sein, welches Menschenbild sich im Zeitalter der Digitalität entwickeln wird. Wenn Computer und Maschinen zu logischem Denken, zu Bewegungen, vielleicht sogar Gefühlen fähig sind, wenn Algorithmen dazu verhelfen, dass digitale Systeme selbst lernen, wie grenzen wir dann die Sphäre des Menschlichen ab? *„Es wird,“* so formuliert es Christoph Kucklick, *„im 21. Jahrhundert darum gehen, auf dem Treibsand der Veränderungen ein neues Haus zu errichten, über dessen Tür wir anschlagen können: ‚Hier wohnt der Mensch.‘“*<sup>66</sup> Aus evangelischer Sicht legen wir dazu den Glauben an die Geschöpflichkeit des Menschen und also die rechte Unterscheidung zwischen Gott und Mensch. Bis hin zur Definition allen Menschseins, die sich an das Ereignis der Rechtfertigung bindet. *„Paulus,“* so Martin Luther in seiner Disputation zum Menschsein, *„faßt die Definition des Menschen kurz zusammen, wenn er sagt, dass der Mensch durch Glauben gerechtfertigt werde.“*<sup>67</sup> Der Mensch wird also definiert durch ein Geschehen, das ihm widerfährt. Nicht durch etwas, was er tut oder schafft. Sondern als ein Wesen, an dem

---

<sup>60</sup> Eberhard Jüngel, Das Entstehen von Neuem, in: der. Wertlose Wahrheit. Theologische Erörterungen III, Tübingen 2003, 132-151, 148.

<sup>61</sup> Falcke, Christus befreit, aaO., 10.

<sup>62</sup> Vgl. Horst Gorski, Theologie in der digitalen Welt, in: Pastoraltheologie 107, 2018, 187-211.

<sup>63</sup> Zu Auswirkungen von Kulturpessimismus in der deutschen Geschichte vgl. die neue Auflage der Dissertation Fritz Sterns von 1953: Fritz Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Stuttgart 2005.

<sup>64</sup> Inspirierend dazu Michel Serres, Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation, Berlin 3. Aufl. 2016.

<sup>65</sup> Vgl. zur gesamten Thematik den Beitrag von Henning Theißen, Die digitale Revolution und der analoge Mensch. Eine interdisziplinäre Verachtung in theologischer Perspektive, in: Zeitschrift für evangelische Ethik 62, 2018, 31-45, 40.

<sup>66</sup> Kucklick, Die granulare Gesellschaft, aaO., 194.

<sup>67</sup> Martin Luther, These 32 der Disputation de homine (1536), WA 39/I, 174-180, 176,33-35: *„Paulus Rom.3: Arbitramur hominem iustificari fide absque operibus, breviter hominis definitionem colligit, dicens, Hominem iustificari fide.“*

Gott arbeitet, schöpferisch tätig ist. Als ein Wesen, das nicht nur als das Gesehene wird, was es ist und wie es sich und sein Leben selbst gestaltet, sondern als eines, das unter der Verheißung Gottes steht. Und dass deshalb mehr und anders ist, als wir zu sehen vermögen. Von dieser Definition ausgehend, haben wir sicher manches einzutragen auf dem Türschild des Menschen in der digitalen Welt.

3. Der christliche Glaube und sein Vertrauen auf den „besseren Blick Gottes“, dieser Glaube sieht die Welt in einem Licht, das sie nicht aus sich selbst hervorbringt - im Licht des Wortes Gottes. Auf dieses Wort zu setzen und zu trauen, auf den, der dieses Wort Gottes verkörpert hat, auf Christus, das macht christliche Freiheit aus. Eine Freiheit, die dazu verhilft, das eigene Leben und wie das der Kirche zu gestalten. Kreativ. Einladend. Gastfreundlich. Offen und engagiert für Andere als uns selbst. Denn das Evangelium ruft uns heraus aus dem auf sich selbst gerichteten Blick. Weil Christus das Leid, die Ungerechtigkeit und den Unfrieden dieser Welt, die Kreuze dieser Welt, nicht verleugnet, sondern in all dem an unsere Stelle tritt und uns in Kreuz und Auferstehung neue Möglichkeiten, neues Leben schenkt, wo unsere eigenen Möglichkeiten zu Ende sind - deshalb sind wir frei für unsere Mitmenschen, frei zum Weitersagen und Weiterfließenlassen der unerschütterlichen Liebe Gottes. Denn: *„Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“* (Gal 5,1) Das lässt uns - frei von falschen Ängsten wie falschem Optimismus, aber erfüllt von Hoffnung - mitwirken an der Gestaltung des Lebens in unserer Gesellschaft. Es lässt uns frei sein auch dafür, in einer pluralen Gesellschaft mit einer pluralen Religionskultur evangelische Kirche zu sein. Eine evangelische Kirche, die sich dabei ihrer eigenen, genuin zu ihr gehörenden Pluralität bewusst ist. Sozusagen: Kirche in der Pluralität hoch zwei. Weshalb eine solche Kirche aus meiner Sicht als eine wesentliche Leitungsaufgabe aller ihrer Ebenen die theologische *„Moderation der Diskurse“* ansehen wird<sup>68</sup>.

Mit Erinnerungen an damals hat dieser Vortrag begonnen. Mit welchen Erinnerungen werden Generationen nach uns auf die Kirche von morgen blicken? Welche Erinnerungen an die Kirche von morgen wird es dann geben?

*„Was du heute kannst besorgen, ist die Erinnerung von morgen.“*<sup>69</sup> Wir erleben mit, wie sich Kirche verändert, wenn sie sich der schöpferischen Liebe Gottes in den Wandlungen der Zeit aussetzt. Manches dabei gestalten wir mit. Manches von dem, was zukünftige Generationen als die Kirche von morgen erinnern werden. Dass es diese Erinnerungen geben wird, das lässt die so elegante und smarte Definition von CA VII hoffen: *„Es wird auch gelehrt, dass alle Zeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung der Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden.“*

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

---

<sup>68</sup> Vgl. Hermelink, Die evangelische Vergemeinschaftung religiöser Pluralität, aaO., bes. 288f.

<sup>69</sup> Textzeile aus dem Lied von Rainer Bielfeldt: Die Erinnerung von morgen, von seinem gleichnamigen Album, 2018.